

# VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

ANDREAS VARNAI

Teil V

FORTSETZUNG



1946. Meine Schulkameraden vom Jüdischen Lyzeum. Imre Deutsch, Laci Karczag, Tibi Sebestyén, Kari Grün, Tibi Schatteles, Géza Deutsch, Gyuri Bodnár, Jóska Friedmann, Pista Berényi und Sanyi Hefter.

Gegen Ende des Jahres, nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbour, und der darauf folgenden deutschen Kriegserklärung an Amerika, war meine Welt wieder in Ordnung, jeder Kriegsteilnehmer war an seinem Platz, wo er hingehörte. Die Amerikaner waren endgültig auf unserer Seite, die Sowjets waren mit den unseren verbündet. Jetzt wird der Krieg gewonnen, die letzten Zweifel, wenn ich überhaupt nach Roosevelts Wahlerfolg welche noch hatte, waren damit ausgeräumt.

Die Hoffnung war noch immer ungebrochen, jeder versuchte sein Leben, den Umständen entsprechend angenehm einzurichten. Es gab in der Stadt eine zentrale Reinigung, groß wie eine

Fabrik, die überall Filialen hatte. Früher haben wir die steifen Kragen meines Vaters zum Reinigen, in eine dieser Filialen gebracht. Sie hieß „Igiene“ und besaß ein altes, seit Jahren nicht mehr benutztes, rissiges Schwimmbecken. Jemand, ein erfindungsreicher Jude, hat diesen Schatz entdeckt. Wie es dazu kam, wie man die Gesetzeslücke entdeckte, dass dies kein öffentliches Schwimmbad war, also Juden nicht verboten, weiß ich nicht. Tatsache ist, dass wir, das ganze Jüdische Gymnasium, sowohl die Schüler als auch ihre Eltern, die Sommerzeit während des Krieges hier verbrachten. Irgendwann ist das bestimmt ein Schwimmbad gewesen, in der Mitte das Becken, rundherum Kabinen, durch einen, mit brüchigen Platten gepflastertem Weg vom Beckenrand getrennt. Das Wasser im Becken war uns wohl bekannt, es kam aus der Bega, ungefiltert, ungereinigt, mit der bekannten Farbe und dem bekannten Geruch. Einen Vorteil hatte es doch – es schwammen keine Kadaver drin. Das Becken hatte eigenartige Innenmaße, es war 38 Meter lang, an die Breite kann ich mich nicht mehr erinnern. In diesem Wasser haben wir Schwimmwettbewerbe veranstaltet, zweimal 38 plus 24, waren hundert Meter. Ich war der Beste. Ich schwamm Brust und Rücken und habe alle Wettbewerbe mit Abstand gewonnen. Ich war in Brustschwimmen sogar schneller als die anderen in Kraul. Ich beherrschte alle Kategorien und alle Altersgruppen, jeweils eine Klasse unter und über mir. Mit größeren Jungs habe ich mich vorsichtshalber nicht gemessen. Hinter den Kabinen befand sich noch ein kleines staubiges Stück Erde, gerade groß genug um dort einen Volleyballplatz einzurichten und Wurf und Sprungwettbewerbe zu veranstalten. Zum Laufen hat es nicht gereicht.

Wir waren unter uns, keiner wollte uns haben, so sonderten wir uns von der Welt ab. Um ehrlich zu sein, fühlten wir uns sehr wohl dabei. Keiner störte, keiner mischte sich ein, wir haben uns aus wenigen Gesten verstanden, wir fühlten uns wie zu Hause. Wir waren in unserem Getto nicht nur eingesperrt, es schützte uns auch von der Bosheit der Außenwelt.

Mit dem Schwimmen ging es jahrelang gut, bis ich eines Tages erkrankte. Das war eine meiner mysteriösen Krankheiten, keiner konnte sie diagnostizieren, oder ihr einen Namen geben. Ich fühlte mich unwohl, konnte nicht essen und hatte ständig Durchfall. Ein Internist, einer der lokalen Berühmtheiten, einer der vielen, die wir konsultierten, sagte, ich dürfe unter gar keinen Umständen ins Wasser gehen, das wäre verheerend für mich. Damit war es aus mit dem Schwimmen für ein ganzes Jahr. Als ich mich ein Jahr später besser fühlte und mit dem Schwimmen wieder anfangen wollte, stellte ich fest, dass die anderen in der Zwischenzeit nicht nur aufgeholt, sondern mich sogar überholt haben, also habe ich mit dem Wettschwimmen aufgehört. Ich war in meinem Ego tief verletzt, aber zum harten Training, um das verpasste aufzuholen, reichte es doch nicht.

Vaters Firma, die Textilfabrik Buhusi, dessen Filialleiter er war, lief unter dem Namen Gobot weiter. Die Filiale bekam einen deutschen Geschäftsführer, Vater wurde sein Stellvertreter und ihm zur Seite stand ein Rumäne, den er als seinen eigenen Nachfolger einarbeiten sollte. Der Deutsche kam mehrmals in der Woche vorbei, war sehr höflich und tat nichts, der Rumäne, der darauf achtete, dass seine Einarbeitung nie ein Ende nahm, einmal im Monat, sein Gehalt abzuholen. Geändert hat sich nichts, lediglich die Zahl der Gehaltsempfänger in der Geschäftsleitung.

Die Schule hat wieder angefangen, wir waren schon in der dritten Klasse, aber nicht mehr in unserem alten Schulgebäude. Man hat uns herausgeworfen, und wir sollten uns geehrt fühlen, dass wir damit einen Beitrag zum Endsieg der Wehrmacht leisten durften. Der Vorstand der jüdischen Gemeinde, zuständig für die Schule, suchte verzweifelt nach einer Lösung. Es durfte alles geschehen, nur eins nicht – dass wir nicht lernten. In der Fabrikstadt neben der Synagoge war eine jüdische Grundschule, man hat uns dort für eine Weile als Abendschüler untergebracht. Es war nur ein Provisorium, bis man etwas Besseres fand. Dieses Bessere war ein Haus, eine ehemalige Villa, die für eine Villa groß, für eine Schule ziemlich klein war, weit, weit draußen, in der Nähe des Fabrikstädter Bahnhofs. Wir waren eigentlich zwei Schulen – das Mädchen- und das Knabengymnasium – die Mädchen vormittags und wir nachmittags. Die Mädchen von acht bis halb zwei, wir von halb drei bis acht. Das ging so Tag für Tag, sechs Tage in der Woche, von Sonntag bis Freitag, auch im Winter in der verdunkelten Stadt ohne Straßenbeleuchtung, in der sowohl die Autos, wie auch die Straßenbahnen ohne Licht fuhren. Die Verdunkelung wurde zu unserem ständigen Begleiter, man passte sich an, abends nur noch mit der abgeschirmten Taschenlampe in der Hand das Haus zu verlassen. Hast Du schon eine Stadt ohne Licht gesehen? Kannst Du dir die Beklemmung vorstellen, die einen bei dieser Dunkelheit ergriff, wenn fremde Gestalten plötzlich aus dem Nichts vor deiner Nase auftauchten? Als die Batterien Mangelware wurden, entdeckten findige Geister die handgetriebene Lampe mit eingebauter Lichtmaschine. Für mich war die Verdunkelung ein handgreifliches Symbol des Krieges und sehnte mich so sehr nach der Straßenbeleuchtung, dass ich einen physischen Schmerz empfand. Verdunkelten Straßen, Lebensmittelkarten, das war Krieg, das war nicht normal. Normal war das Licht, es bedeutete Frieden. Damals, in den ersten Jahren des Krieges wusste ich kaum, was uns noch bevorstand, wie bedeutungslos eines Tages diese ganze Verdunkelung wird.

Am Freitag allerdings hörte der Unterricht früher auf, damit wir bei Ankunft der Schabbat zu Hause sein konnten. Am Samstag, an unserem freien Tag mussten wir vormittags im Tempel – der Synagoge, erscheinen. Es war Pflicht, unser Lehrer, Herr Goldstein, der in einer Person Hebräisch-, Religions- und Klassenlehrer war, führte Anwesenheitsliste. Am Schabbat war schreiben verboten, das verursachte aber einem spitzfindigen Juden, wie unser Herr Goldstein es war, kein Kopfzerbrechen. Er trug einen großen Umschlag mit unseren Namenszetteln mit sich. Wer anwesend war, dessen Zettel wurde zusammengefaltet, wer nicht, dessen Zettel blieb glatt. Wir saßen in der ersten Reihe, die ganze Klasse, und langweilten uns zum Tode. Unser einziger freier Tag war Gott gewidmet. Das wirkte nicht besonders fördern auf meine religiösen Gefühle. Ob wir es wollten, oder nicht, haben wir trotzdem eine Menge vom jüdischen Gottesdienst mitbekommen. Wir lernten die verschiedenen Segenssprüche, den Ablauf der ganzen Zeremonie, die Gewohnheiten und Gepflogenheiten und die passenden Lieder. Die Synagoge in der Innenstadt, in der wir allwöchentlich zu erscheinen hatten, war ein großes, vornehmes Gebäude, errichtet im üblichen romantisch-maurischen Stil der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Sie hatte eine gute Orgel, einen gemischten Chor, untergebracht hinter der letzten Bankreihe oben auf dem Balkon der Frauen, versteckt vor den Augen der Gemeinde. Und da war noch Herr Katz, den Kantor. Herr Katz war klein, rundlich, beim Singen öffnete er einen, wie zum Naschen geschaffenen, kleinen runden Mund. Er hatte eine schöne, mächtige, wohlklingende

Stimme, wäre sicherlich ein besserer Radames geworden als der Startenor der Oper. Als er am Jom Kippur Abend das Kol Nidre sang, war die Synagoge bis zum letzten Platz gefüllt.

Inzwischen ging das Leben weiter, Schule, Französisch- und Englischunterricht. Ich habe schon längst bereut, dass ich damals das Klavierspielen so leichtsinnig aufgegeben habe. Die Musik fehlte mir, das Plattenhören reichte mir nicht mehr. Nach dem Fiasko mit dem Klavier dachte ich, jetzt versuchst du es mit der Geige, vielleicht geht es damit besser. Eine Freundin meiner Mutter, eine gut aussehende große Frau, Violinistin von Beruf, erteilte mir Geigenunterricht. Wir haben ein halbes Jahr durchgehalten, sie hätte es sogar länger, sie machte es nicht umsonst, aber ich, und hauptsächlich meine Eltern konnten nicht mehr. Dieses Intermezzo gehört zu den Ereignissen in meinem Leben, von denen ich sehr ungern spreche. Meinen Hunger nach Musik stillte ich weiterhin mit meinen wenigen zerkratzten Schallplatten und selbstverständlich mit der Oper.

Das Jahr 1942 war nicht besonders schön. Großmutter war gestorben. Heute weiß ich, sie hatte großes Glück, dadurch ist ihr das Schlimmste erspart geblieben. Noch bevor Großvater von uns durch die Grenze getrennt wurde, hat Vater ihre Wohnung aufgegeben, und die drei Frauen, Großmutter, Omama und Ellus im jüdischen Altersheim untergebracht. Das Altersheim war dem jüdischen Krankenhaus angegliedert, damit war auch für ärztlichen Beistand gesorgt. Das hat aber nicht mehr viel gewirkt, der Tumor, den man ihr aus dem Hirn entfernte, kam diesmal in der Bauchhöhle wieder. Von ihrem Tod haben wir aus einem verspäteten Brief von Ellus erfahren. Zur Beerdigung hätten wir doch nicht hinfahren dürfen.

Kurz danach starb auch Omama, sie konnte und wollte nicht mehr alleine leben. Für die zwei Jahre, die ihr noch vergönnt waren, ist Ellus alleine geblieben.

Das ganze Jahr war unschön. Die Nachrichten sprachen nur über deutsche Erfolge, es war überall düster, es fehlte sogar der sprichwörtliche Silberstreifen am Horizont.

Im November wurde ich dreizehn, ich wurde Bar Mizwah, Sohn des Gebotes, und damit aufgenommen in den Stand der erwachsenen Männer, die selbst Verantwortung für ihre Taten tragen. Es gab eine große Feier am Schabat in der Synagoge in der Innenstadt.

Der Mittelpunkt des jüdischen Gottesdienstes ist die Lesung aus der Thora. Die Tora, die fünf Bücher Mose, ist die Lehre, ist das Gesetz, ist die Essenz der jüdischen Religion. Sie ist mit der Hand auf Pergamentrollen geschrieben, die Rollen sind in Samt gehüllt, mit Silber festlich geschmückt und in einem Schrein aufbewahrt. In der Mitte der Synagoge steht eine Empore, die Bimah, wo die Tora in Wochenabschnitten gelesen wird. Für die Lesung holt man die Tora jeden Samstag aus dem Schrein und diese Prozedur wird so oft wiederholt, bis der ganze Text zu Ende gelesen ist. Das dauert genau ein Jahr, danach fängt die ganze Geschichte von vorne wieder an. Zur Lesung werden ehrenvolle Mitglieder der Gemeinde aufgerufen, die aber selbst gar nicht lesen, nur einige Segenssprüche vor sich hermurmeln. Gelesen wird vom Vorbeter, meistens in einer atemberaubenden Geschwindigkeit, kaum einer hört zu, kaum einer versteht. Er darf die Heilige Schrift auch nicht berühren, er folgt dem Text mit einem Silberstab, der die Form einer

Hand hat. Unser Vorbeter, Herr Papier, war sehr alt, der Stab, der Jad, zitterte beim Vorlesen in seiner Hand.

Diese Zeremonie ist sehr praktisch, die meisten modernen, emanzipierten Juden hätten große Schwierigkeiten, wenn sie diese altertümliche, konsonantische Schrift hätten lesen müssen, es reichte, wenn sie ihre wichtigste Aufgabe erfüllten und als Dank für die Ehrung die ihnen durch die Toralesung widerfuhr, ordentlich spendeten. Durch diese Spenden wurde auch in den schwierigsten Zeiten die Gemeinde, mit allen ihren bedürftigen Mitgliedern, am Leben erhalten.

Als Erster wurde mein Vater zur Toralesung aufgerufen und bei dieser Gelegenheit, zu Ehren seines Sohnes, einen beträchtlichen Betrag für die Gemeinde gespendet. Als Letzter kam ich dran, als „Mafter“, was eine besondere Ehrenbezeichnung ist, und jedem der Bar Mizwah wird, zusteht. Ich leierte alle auswendig gelernten Segenssprüche ab, bedankte mich beim Allmächtigen, dass er uns zu seinem auserwählten Volk erkoren hat, und, dass er, nach langer Suche, ausgerechnet uns, unter allen anderen Völkern, als sein eigenes betrachtete. Die Sache mit dem auserwählten Volk schien mir irgendwie unpassend und bei den Haaren herbeigezogen, da sie der Realität des Alltages sozusagen widersprach; am heiligen Text gab es aber nichts zu rütteln. Anschließend hielt ich meine Rede in zwei Sprachen – Hebräisch und Deutsch. Ungarisch war eine verpönte Sprache, die Ungarn waren unsere Todfeinde, seitdem sie uns Siebenbürgen geraubt haben; in der Öffentlichkeit war es verboten, ungarisch zu sprechen. Rumänisch zu sprechen wäre sinnlos gewesen, die meisten der Anwesenden hätte mich nicht verstanden. Die Rede hat selbstverständlich Herr Goldstein, unser Dreifachlehrer geschrieben. An den deutschen Text kann ich mich noch wage erinnern:

„Allmächtiger Vater im Himmel! Blicke herab von deinen Himmelshöhen und segne meine Eltern und Großeltern...“ und so weiter und so fort.

Danach hielt der Rebbe, unser Oberrabbiner Dr. Maximilian Drexler seine Predigt, sprach von meinem Vater, dem großartigen Juden, dem Stolz unserer Gemeinde und von meiner Mutter, dieser heiligen Frau. Diese letzte Aussage war linde ausgedrückt ein bisschen übertrieben. Dann sprach er von unserem Herrn, der über uns alle wacht und ganz besonders über mich, der an diesem besonderen Tag Bar Mizwah wurde und als solcher Ihm Gehorsam und Treue schenken soll.

Es war nicht meine erste Begegnung mit Ihm, dazu trugen schon früher einige wohlmeinende Leute bei, mein Vater, mein Religionslehrer und vor allem Großvater bei unserem gemeinsamen Spaziergang, als ich ihm, mit acht Jahren, meine religiösen Zweifel, zu Vaters größtem Leidwesen, anvertraute. Diesmal begegnete ich Ihm sozusagen offiziell, ich wurde in Seine Gemeinde aufgenommen und mein Glaube an Ihn galt unter solchen Umständen als eine Selbstverständlichkeit. Es war aber nicht ganz so, damals hatte ich meinen Glauben an Ihn und Seiner Religion längst verloren. Was in mir blieb war wichtiger und dauerhafter als die Religion - es war die Moral der Gebote.

Auch wenn ich nicht besonders religiös erzogen wurde und auch nicht gläubig war, war mir die Synagoge, ihre Atmosphäre, die sich dort abspielenden Rituale, gut vertraut. Ich betrachtete, wie die meisten von uns, die schönen, in Samt gekleideten und mit Silberkronen geschmückten

Torarollen mit Ehrfurcht und Bewunderung und unabhängig von meiner mangelnder Religiosität, mich glücklich fühlte, wenn ich mit meinen Fingerspitzen oder manchmal mit den Zizes, die Tora küssen konnte.

Es war in der Synagoge eigentlich ganz schön. Der Spektakel wurde von vier wichtigen Leuten beherrscht – vom Rebbe, vom Kantor, vom Vorbeter und last, not least, vom Schammes, dem Synagogendiener. Herr Weil, der mit seiner schwarzen Melone die eigentlich wichtigste Respektperson war, der uns Kinder maßregelte, versuchte uns zur Ruhe zu zwingen, was in einer jüdischen Synagoge, wo es herging wie auf einer eigenartigen Mischung von einem Pausenhof und einem Wochenmarkt, nicht so einfach war. Er sorgte dafür das alles Nötige für den Gottesdienst rechtzeitig und an der richtigen Stelle bereitstand und er vergab die für teures Geld gekauften Plätze für die großen Feiertage, die mit auf kleinen Messingplatten eingravierten Namen der Besitzer gekennzeichnet waren. Er trug die Verantwortung dafür, dass die Sitzplätze nur von den berechtigten Eigentümern in Besitz genommen werden konnten.

Nach der Feier in der Synagoge zog die ganze Gesellschaft zu uns nach Hause, mit dem Rabbiner und dem Kantor an der Spitze. Hätte man damals gewusst, was ein „Brunch“ ist, wäre das eins gewesen. Mich interessierten eigentlich nur die Geschenke, die waren dem Anlass entsprechend erlesen. Von meinen Eltern bekam ich einen Füllfederhalter „mit goldener Feder“ und eine Armbanduhr. Sie haben mir sehr viel bedeutet, ich war stolz auf sie. Verloren habe ich sie irgendwann trotzdem. Die Kinderparty am nächsten Tag war groß, die ganze Klasse war anwesend, und noch jetzt, mehr als sechs Jahrzehnte später, wenn ich auf ehemalige Klassenkameraden treffe fragen sie mich: „Erinnerst du dich noch, wie es an deiner Bar Mizwah zuging?“

Kastanienpüree gab es kübelweise, ein Amateurzauberer, Freund der Familie, hat sogar das Geburtstagskind – mich – verschwinden lassen. Zu Mutters größter Freude, haben wir die Wohnung gründlich auf den Kopf gestellt.

Wir taten so, als ob die Außenwelt uns nicht angehe, als ob sich nichts geändert hätte. Aber die Judengesetze wurden immer strenger, sie schürten die Hälse immer enger zu.

In der Schule bekamen wir neue Klassenkameraden. Laut neuester Schikane durften Juden nicht mehr auf dem Lande wohnen, sie mussten alle in die Stadt ziehen. Sie kamen aus allen Ecken des Landes, sie mussten irgendwie untergebracht werden und ihre Kinder eingeschult. Hier zeigte sich der Erfindungsreichtum der jüdischen Gemeinde, die mit einem einmaligen Kraftakt, Wohnungen für über hundert Familien besorgte. Ich weiß nicht wie sie das bewerkstelligten, ich weiß nur, alle halfen mit, bis jeder untergebracht wurde. Irgendwie.

Die wichtigsten Ereignisse dieses, zu Ende neigenden Jahres, spielten sich woanders ab. Das Gesicht des Krieges änderte sich. Die Schlachten bei Stalingrad und bei El Alamein brachten die heiß ersehnte Wende. Die Deutschen wurden endlich geschlagen, sie befanden sich im Rückzug. Die Überzeugung, dass wir den Krieg gewinnen, die ich seit Roosevelts Wahl zum Präsidenten in mir trug, wurde zur Gewissheit. Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit. Hätte

ich geahnt, dass es noch über zwei Jahre dauern werde, und hätte die Opfer, die meine Familie bringen sollte, nur geahnt, wäre ich nicht so optimistisch gewesen.

Im selben Jahr habe ich mit meinem kindlichen Gemüt noch einen anderen, ganz persönlichen politischen Triumph gefeiert. Aus irgendeinem Grund, nach einem meiner Streiche, bestrafte mich meine Mutter und belegte mich mit zwei Wochen Kinoverbot. Da hörte ich, im Kapitol läuft Pinocchio. Amerikanischer Film im Kapitol mitten im Krieg? Habe ich nicht geschworen, beim ersten amerikanischen Film, der im Kapitol läuft, dabei zu sein? Ich habe meiner Mutter erklärt, wie wichtig ist für mich diesen Film anzusehen, dass ich meinen Eid keinesfalls brechen darf, kurz und gut, wir sollten das Kinoverbot um eine Woche verschieben. Sie war verständnisvoll genug um meine Argumente zu akzeptieren. Ich habe Pinocchio gesehen, und dabei nicht nur einen der großartigsten Walt Disney Filme genossen, sondern mir eingeredet, der Krieg sei zu Ende, ich sitze im Kapitol, wo endlich wieder amerikanische Filme laufen. Der eigentliche Grund war viel banaler. Der Film war ein großer Kassenschlager, Krieg hin oder her, es lohnte sich, aus rein kommerziellen Gründen, ihn im größten Kinosaal der Stadt zu zeigen.

Im Übrigen hat sich das Verhältnis zwischen Mutter und mir langsam geändert. Sie fing an mich ernst zu nehmen und als Partner und Kumpel zu betrachten und nicht mehr als Kleinkind, das sie mit Ohrfeigen erzog, wir verstanden uns gut, lachten über dieselben Witze, lästerten über dieselben Leute. Die Strafen wurden seltener, irgendwann hörten sie endgültig auf.

Wir waren in der vierten Klasse, in der letzten der Unterstufe. Ein widersprüchlicher Zustand. Einerseits fühlten wir uns schon halbwegs erwachsen, wir wussten vieles über die Welt, wir schauten auf die kleineren selbstgefällig herunter, andererseits waren wir in den Augen der größeren aus der Oberstufe Knirpse. Das Wichtigste in der Schule, wichtiger als gute Noten, oder Erfolg beim Lernen, war der sogenannte „Selbststudienkreis“. Jede Woche einmal, Samstag Nachmittag, fanden die Sitzungen des Kreises statt, Schüler hielten Vorträge über unterschiedliche Themen, wie Musik, Literatur, Kunst, Naturwissenschaften, bedeutende Persönlichkeiten. Die halbe Schule war versammelt, die Vorträge waren von Wortmeldungen begleitet, die manchmal zu hitzigen Diskussionen führten. Es war eine Schule in der Schule, es diente zur Selbstbildung und zur Schärfung des Verstandes. Leider war aber ein Haken dabei. Der Kreis war nur für die Oberstufe zugänglich, wir mussten draußen bleiben. Wir fanden das ungerecht und protestierten dagegen. Wir meinten, Bildung ist für alle da, das erforderliche Niveau hätten wir längst erreicht. Umsonst, man gewährte uns keinen Zutritt. Es blieb uns nichts anderes übrig, wir mussten einen eigenen Kreis bilden. Das taten wir, es entstand der Selbststudienkreis der vierten Klasse. Die drei besonders aktiven Schüler, die sich für ausgesprochen intelligent und gebildet hielten, waren meine Freunde Jancsi Friedmann, der Schatteles (wie bei den meisten, und wie in den Mittelschulen so üblich, nur mit dem Familiennamen gerufen), und meine Wenigkeit. Zu dritt haben wir den Kreis organisiert und anschließend fast alle Vorträge selbst gehalten. Als Erstes haben wir den Vorstand gewählt. Wir waren zu dritt, wir benötigten drei Posten: Präsident, Vizepräsident, Sekretär. Das Ergebnis der Geheimwahlen war - ich Präsident, Friedmann Vizepräsident, Schatteles Sekretär. Mit diesem Ergebnis, das ich sowohl gerecht als auch selbstverständlich fand, war ich zufrieden. Mir ist dabei entgangen, dass meine Mitbewerber das anders sahen. Kurz nach der Wahl habe ich mich stark erkältet und blieb einige Tage zu Hause. Als ich danach wieder in die Schule kam, erfuhr ich, dass in meiner Abwesenheit eine

neue Wahl stattgefunden hat, wie man mir versicherte, auf allgemeinen Wunsch der Klassengemeinschaft. Danach war ich kein Präsident mehr, nur noch Vize. Merkwürdig bei der ganzen Angelegenheit war nur, dass keiner meiner beiden Konkurrenten in seinem späteren Leben Politiker wurde. Wir waren gute Freunde; es war eine richtige Freundschaft gespickt mit den üblichen Bosheiten und mit der erforderlichen Portion Neid; zuerst auf die schulischen Erfolge, danach auf Ruhm und Ansehen und in der Spätphase auf die Mädchen.

Ich hielt einen Vortrag über Verdi mit musikalischer Untermalung und schleppte eine Menge Schallplatten und meinen Plattenspieler in die Schule. Einen anderen Vortrag hielt ich über Napoleon, und einen, glaube ich, über Leonardo da Vinci. Das Ganze fiel mir nicht besonders schwer, ich besaß zu Hause ein Buch mit Biografien bedeutender Persönlichkeiten, und meine Arbeit bestand hauptsächlich in der Übersetzung der ungarischen Texte ins Rumänische. Ich ging kein allzu großes Risiko ein dabei erwischt zu werden, außer mir kannte keiner das Buch.

Jeder von uns brachte ein Pausenbrot mit sich in die Schule, nur mein Freund Jancsi Friedmann nicht. Er war Selbstversorger, stibitzte bei den Kollegen. In der Winterzeit war mein Pausenbrot fast jeden Tag mit Gänseleber belegt. Jancsi wusste das, und als ich dazu kam mein Brot zu essen, war es längst in seinem Magen verschwunden. Das war ärgerlich und hungrig bin ich dabei auch geblieben. Alle Verstecke nützten nichts, er hat sie alle entdeckt. Ich wollte mich rächen und ihm eine Lektion erteilen. Dazu ergab sich die Gelegenheit, als einmal im Schulhof Pferdefuhrwerke standen, die irgendwelche Möbel entluden. Die Pferde haben, wie immer und überall, auch in unserem Hof ihre Spuren hinterlassen. Schnell habe ich meine Leber aufgeessen, die Brote mit Pferdeäpfeln gefüllt und gewartet was jetzt folgen würde. Jancsi fühlte sich unbeobachtet, kam wie immer, holte sich das Brot und biss herein. Damit war das Problem Gänseleber für immer gelöst.

Aus Dank und Anerkennung für unseren großen Freund und Waffenbruder, hat man in den Schulen Rumäniens Deutsch als dritte Fremdsprache eingeführt. Bei uns, in der jüdischen Schule auch. Dazu bekamen wir einen Deutschlehrer, Herrn Widder, einen widerlichen Typ. Widder war nicht in der Lage sich Respekt unter seinen Schülern zu verschaffen, und weil ihm dazu nichts Besseres einfiel, griff er zu den alten Methoden unserer Großvätern zurück und spazierte mit einem Rohrstock in die Klasse. Wie manche Lehrer seiner Art in solchen Fällen es tun, wählte er sich einen Prügelknaben aus, einen, auf dem er meinte, seinen ganzen Frust auslassen zu können. Sein Auserwählter hieß Kamill, ein Junge, der einige Jahre zuvor mit seinen Eltern aus Berlin nach Temesvar flüchtete und dessen Muttersprache selbstverständlich Deutsch war. Gut, Kamills Deutsch war mit der Sprache Goethes nicht zu vergleichen, es mangelte bei ihm nicht nur bei der Grammatik, sondern bei der Rechtschreibung auch, aber schlechter als die Anderen war er bestimmt nicht. Im Gegenteil. Das hat Widder daran nicht gehindert ihn zum Gespött der Klasse machen zu wollen, nannte ihn Kamel und sein Lieblingsspruch war: "Kamel, lassen sie sich ausstopfen und sich in ein Museum stellen." Er hatte Pech, Kamill ließ sich nicht ausstopfen und auch nicht unterkriegen, er war frech, widersprach ihm und provozierte ihn bis zur Weißglut. Da zückte Widder sein Rohrstock und prügelte Kamill regelrecht durch. Die Klasse rebellierte, wir protestierten laut. Widder verlor seine Beherrschung und lief prügelnd zwischen den Bankreihen rauf und runter.

Wir waren empört, so etwas ist uns noch nie passiert. Wir beschlossen, seinen Rohrstock bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu stehlen und zu zerbrechen. Gesagt, getan, Widders Rohrstock lag in Stücken vor uns auf dem Lehrerpult. Jetzt bildeten sich, wie so oft auch im richtigen Leben, zwei Parteien. Die Radikalen, die wollten den zerbrochenen Stock demonstrativ auf den Tisch legen, um seine Reaktion abzuwarten, wenn er die Klasse betrat und die Gemäßigten, die den Stock im Ofen verbrennen wollten.

An diesem Punkt setzt meine Erinnerung aus, ich weiß nichts mehr über den Stock, über Widder und über die Folgen unseres Aufstandes.